

Ein Abstecher nach England

Autor(en): **Ulrich, Hans C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573098>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ein Trüppchen von etwa ihrer achtzig, in ihren alten, an napoleonische Zeiten erinnernden Uniformen, mit Frack, Tschako und weißblechnen Kreuzbandelieren, stand vormittags zum Empfang und zur Entwaffnung der einwandernden Regimenter an der Grenze. Die armen Bourbakis waren freilich nur allzufroh, ihre Waffen auf neutralem Boden in den Schnee in hohen Pyramiden ablegen zu dürfen. Stumpfsinnig, halberfroren, aufs äußerste ermattet und hungrig, hustend, zum Teil selbst schwerkrank, schleppten sie sich in ungeordneten Regimentskolonnen weiter durch den hohen Schnee, hinab durch das Tal der Orbe.

Am Nachmittag kamen dann die ersten Truppen unserer fünften Division, von der Brigade 14 Bataillon 34, in Ballainques oben an, zur gehörigen Grenzbesetzung an dieser wichtigen Eingangspforte.

Das Hauptquartier des Divisionsstabs V war am 31. Januar von Chaurdesfonds nach Neuenburg verlegt worden; schon am folgenden Tag zogen wir aber wieder weiter per Bahn nach Yverdon und von da zu Pferd nach Orbe.

Dieser Mitt von Yverdon nach Orbe (Mittwoch den 1. Februar 1871) ist mir von all den Erinnerungsbildern aus jenen längst entschwundenen Zeiten wohl das klarste geblieben, weil es einen so freundlichen Gegensatz bietet zu den unmittelbar darauffolgenden Bildern des erschütternden, tiefsten Kriegselends.

Gleich nach Mittag stiegen wir in Yverdon zu Pferd. Die fast gänzlich ebene Gegend am Süden des Neuenburgersees, ziemlich reizlos bis nach Orbe (Distanz zehn Kilometer), zeigte sich im Gewande einer stillen, strengen Winterlandschaft. Grauer Nebel war aus den Jurabergen ins Tal gerückt, der Boden überall von hohem Schnee bedeckt, einzelne Wasserläufe zeichneten sich dunkel darin ab, auf der Straße gute Schlittbahn und die Bäume alle mit Naufrostkristallen behangen. Unser kleines Trüppchen des Divisionsstabs ritt die breite Heerstraße entlang durch die Winterlandschaft, immer nach Süden.

Voran die stämmige, breitschultrige Gestalt des Divisionärs mit dem martialischen Kopf und Schnurrbart à la Henri IV auf seinem so ganz zum Reiter passenden, starkknochigen Grauschimmel. Daneben die schlanke hohe Figur des Stabschefs, in Haltung und Schnitt des Bartes völlig an einen österreichischen Stabsoffizier gemahnend, vorzüglich beritten. Dann die Adjutanten, die Hünengestalt eines Hans von Hallwyl mit gelocktem Blondhaar und mächtigem Schnurrbart à la Victor Emanuel und die echt deutsche Erscheinung eines Th. von Salis, sehr groß, schlank, hellblond. Man wählte da unwillkürlich die

Typen von Stabsoffizieren aus vier verschiedenen Nationen dahinzureiten zu sehen.

Es folgen die übrigen Offiziere des Divisionsstabs, die Grünen und die Hellblauen, und schließlich in reglementarischer Distanz ein Trüppchen unserer Dragoner als Begleitung. Einer der letztern erlaubte sich auf diesem Mitt die Bemerkung: „Das eleganteste, wenn auch nicht das beste Pferd des ganzen Stabs reitet entschieden unser Stabshauptmann Doktor!“ Die Bemerkung war von dem Sohn des bekannten Pferdehändlers B. aus Zürich gerade noch laut genug gemacht worden, sodaß sie von meinem scharfen Ohr erfaßt wurde und meine geheime Eitelkeit auf die „Esterhazytute“ richtig figelte.

Mehr als eine Stunde waren wir so in den neblig kalten Wintertag hinausgeritten, teils im Schritt, teils im bekannten, auf einige Kilometer sich ausdehnenden ganz kurzen Dauertrab, wie ihn der Divisionär so sehr liebte. Da plötzlich hielt dieser seinen Schimmel mit einem Ruck an, reckte sich hoch auf dem Sattel, den Arm rechts hinausstreckend, mit dem Ausruf: „Was ist das?“

Von den runden Hügeln rechts, am Austritt der Orbe ins Tal, wo aus den Jurabergen herab die Nebel in dichten Schwaden walteten, lösten sich erst ganz verschwommen aus dem Nebel heraus einzelne Reitergestalten. Immer deutlicher zeigten sich, immer zahlreicher, die Reiter in hellgrauen langen Mänteln, in langsamster Gangart die gewundene Straße vom Hügel herabziehend. „Bei Gott, das sind ja schon die Bourbakis!“ Es war wirklich ein ganzes Regiment Reiter von der französischen Ostarmee.

Nun galt es aber einen gestreckten Trab, der uns bald nach Orbe förderte. Der Divisionsstab V kam um drei Uhr dort an, beinahe gleichzeitig mit den ersten Kolonnen der Bourbakis, die aus der Schlucht der Orbe herniederstiegen.

Orbe, das kleine Städtchen, malerisch auf einem ganz isolierten Hügel beim Eintritt des Flusses ins Tal gelegen, hat eine wratte Geschichte. Zu Römerzeiten, als „Urbigenum“, war es Hauptort eines der vier helvetischen Gaue, im Mittelalter Hauptstadt von Kleinburgund. Das alte Nest, jetzt noch reich an römischen Ueberresten, hatte einst die glänzenden Feste gesehen, die Karl der Dicke dort gegeben, und in seinen Mauern hatten die drei Enkel Karls des Großen die Teilung des Reiches unter sich vorgenommen. Soviel Glend aber wie in den Tagen vom 1. bis 4. Februar 1871 hatte der Ort noch nie in seinen Mauern auf einmal besammelt — auch noch nie mit Aufbietung der Kräfte all seiner Bewohner soviel in Werken wahrer Menschenliebe geleistet!

(Fortsetzung folgt).

Ein Abstecher nach England.

Mit acht Originalzeichnungen des Verfassers.

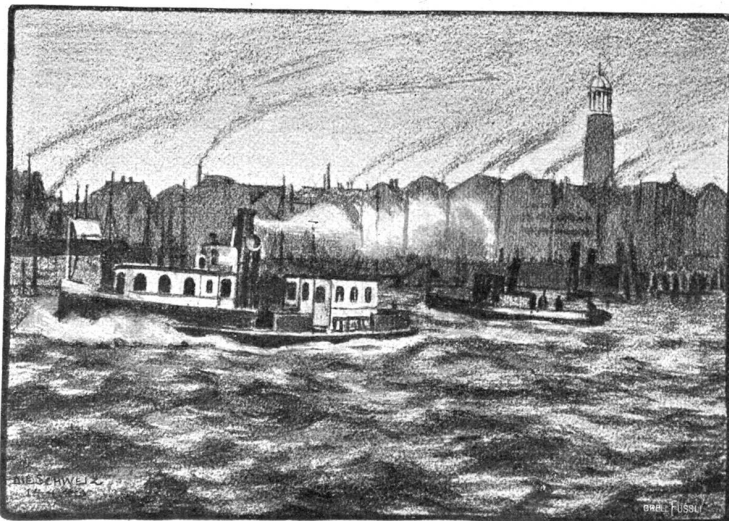
Man könnte das Ding ja auch „eine kurze Reise nach England“ nennen; aber es tönt doch viel großartiger, wenn man einem Freund, durch den man über die Pläne der nächsten Zeit interviewt wird, antworten kann: „Ich mache nächste Woche einen Abstecher nach England, um ein großes Schiff während der Fahrt sehen und das Leben darauf beobachten zu können.“

Und was ist eine Reise von zehn Tagen anderes?

Nach einer langen, aber interessanten Fahrt durch die herbstlich farbige Landschaft kamen wir — sechs junge Maler — nach Hamburg. Dieser betriebsreichen Hansestadt konnten wir einen ganzen Tag widmen und brachten ihn zu drei Vierteln im Hafen, zum andern Viertel in St. Pauli, der permanenten Messe, zu. Das pfeifende und zischende Gewühl der kleinen Hafendampfer, dazwischen die gleich Felseninseln daliegenden Schiffskolosse, die Wälder von Masten über dem bewegten schmutzgelben Wasser und im Hintergrund die Stadt mit ihren grünen Turmhelmen und Kuppeln machten auf mich, den Neuling, einen unvergeßlichen Eindruck.

Am nächsten Morgen, einem Samstag, brachte uns ein Extrazug der Hamburg-Amerika-

Linie der Elbe entlang nach Cuxhaven. Durch weite Hallen und über einen hübschen grünen Platz ging der Weg direkt



Im Hafen von Hamburg

Hans C. Ulrich 1903



ins Schiff. Leider mußte ich mir's verjagen, die rührenden Szenen zu skizzieren, die sich am Ufer und an Bord des „Moltke“ abspielten, als der Dampfer unter den wehmütigen Klängen des alten Liedes: „Mues i denn, mues i denn zum Städtele 'naus“ sich weiter und weiter vom Ufer entfernte. — Die Vorgänge der nächsten sechs Stunden zu schildern ist mir unmöglich. Ich weiß nur, daß ich anfangs das Gefühl hatte, der Boden sinke unter meinen Füßen in die Tiefe wie in einem Lift; statt daß er sich aber, den Bewegungen des Schiffes gemäß, wieder hob, ging's immer noch eine Etage tiefer, bis . . . Huhuu! — Am Sonntag früh weckte uns die Schiffskapelle mit einem Choral auf. Durch mein Kabinfenster erblickte ich die grünblaue, unendliche Meeresfläche. Sie war belebt durch einige Segel und das tanzende Spiel der Wogen, deren weiße Köpfe, sobald sie sich schäumend erhoben, vom scharfen Westwind fortgeblasen und zerstäubt wurden. Ueber dem Horizont färbten die ersten Strahlen der Morgensonne die Mänder der Wolken orangegeb.

Infolge des heftigen Gegenwindes wurde unsere Fahrt — zu unserm Vergnügen — um einige Stunden verlängert, sodaß die Insel Wight in der Dämmerung verschwommen auftauchte und der Hafen von Southampton vollends in Nacht gehüllt war, als uns ein Tender ans englische Land brachte. Ein letzter Blick zeigte uns den Cherbourg zufahrenden Dampfer nur noch als zwei unregelmäßige Ketten von Lichtern.

In den hohen Räumllichkeiten eines Hotels bekamen wir das erste „Me“ zu kosten, das uns wie Tropfbier schmeckte. Unsere wenigen englischen Brocken zusammenschmend, mühten wir uns ab, dem Kellner verständlich zu machen, daß wir gerne etwas Besseres hätten, wobei ich den Sprecher machte und einer meiner Kollegen — verstand, was geantwortet wurde. Schließlich blamierte uns der Ganymed doch noch mit den Worten: „Schwäze Se nu deitsch; i bin vo Konstanz.“

Das scheußlichste Regenwetter veranlaßte uns andern Tags Southampton zu verlassen und so schnell wie möglich Plymouth, unserm Bestimmungsort, zuzuellen.

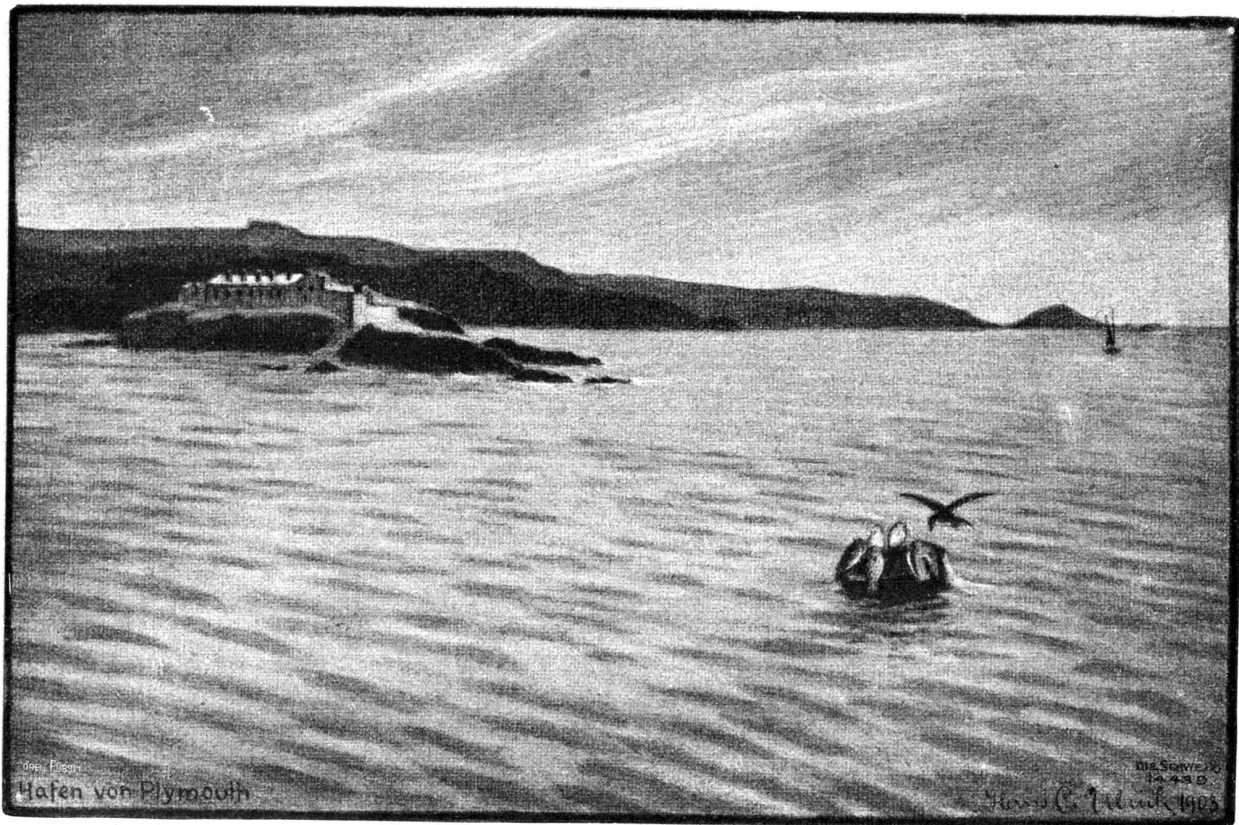
Plymouth, Stonehouse, Devonport, diese drei engverbundenen Städte, die wohl verhältnismäßig selten von Kon-

tinentalen besucht werden, gruppieren sich äußerst malerisch um die vielen Einbuchtungen, die die Küste dort aufweist. Vor der Stadt Plymouth liegt ein herrliches Seebecken, das nach außen durch einen langen Hafendamm abgeschlossen und durch eine in seiner Mitte liegende befestigte Insel bewacht wird. Von da aus zweigen mehrere engere Kanäle ab, von denen besonders ein nach Nordost tief ins Land eindringender das reinste Dorado für Maler ist. Hier liegen einige gewaltige Zwei- und Dreimaster, an denen Reparaturen vorgenommen werden oder die den zur Abfahrt günstigen Wind abwarten; dort ist eine Menge kleiner Segelbarcken verankert, über deren zierliche, schwanfende Masten hinweg man einen verfallenen Turm erblickt. Kleine Dertchen, aus enganeinander geschmiegtten armliegigen Baracken bestehend, wechseln mit langgestreckten Felsenpartien, und dann und wann liegt unter riesigen Baumgruppen und von einer festen Mauer geschützt ein reizendes, traumhaft stilles Landhaus. Anders das Stück der Küste, wo die eigentliche Stadt sich zum Meer hinabsenkt. So ungefähr stelle ich mir die Riviera vor. Nur ist der Himmel hier nicht der ewig blaue. Doch könnte man sich jene Villa mit den Loggien und dem großen Wintergarten, so wie sie auf dem Felsen liegt und von dunkeln Baumkronen umgeben ist, ganz gut auch in Meriv denken.

Auf einer breiten, baumlosen Plattform, an die sich unmittelbar die größten Hotels und die Zitadelle anschließen, ergehen sich abends die Bewohner der Stadt, sofern ihnen nicht der über den Hafen weg pfeifende Sturmwind dieses Vergnügens raubt. Ist dies der Fall, so bietet ein runder, auf einem Eisengerüst über dem Wasser gebauter Pavillon Schutz und Unterhaltung für mehrere Tausende.

Auch sonst fehlt es den See- und Landtruppen, deren Plymouth eine Anzahl beherbergt, nicht an Amüement. Varietés und Theater machen, wo man hinsieht, durch Riesensplakate Reklame für ihre Darbietungen, und in den Straßen äugeln braune und blonde Dämchen um die Wette nach den Notröcken, die, mit den biegsamen Spazierstöcken in der Faust, die zärtlichen Blicke schmunzelnd auffangen.

Was man in drei Tagen sehen und mitmachen kann in



einem Land, dessen Sprache man nur zur Hälfte beherrscht, glaubten wir immerhin gesehen und erlebt zu haben, als der von Amerika kommende Hamburger Dampfer „Auguste Victoria“ uns aufnahm. Während die Schiffskapelle das englische Gestade mit der Nationalhymne begrüßte, sandten wir unsere letzten Blicke nach dem Lande, von dem wir nun eine Ahnung hatten und so gerne mehr als das kleine Stück kennen gelernt hätten. Wir trösteten uns aber bald mit den liebenswürdigen Passagieren und der hochfeinen Verpflegung, und da ich diesmal von der Seekrankheit verschont blieb, half ich mit doppeltem Vergnügen die unzähligen Gänge des Gala-Dinners bewältigen, womit der Ober-Steward die Gäste zum Willkommen in Europa und zum Abschied

vom Ozean aufs trefflichste regalierte. Die Artischocken, die er auf-fahren ließ, brachten leider einen meiner Kollegen in Verlegenheit. In völliger Unkenntnis des Gegenstandes hatte er die Sauce über die Frucht gegossen, und als er bei seinem Nachbar gesehen, wie dieser von Hand dem Ding zu Leibe ging, mußte er, wenn auch schweren Herzens, das schon ergriffene Besteck welegen und die Sache aufgeben.

Um Mitternacht des folgenden Tages waren wir wieder in Guxhaven, und damit war der schöne Traum für uns ausgeträumt. Als einziges Andenken blieben mir die wenigen Skizzen, die mir noch oft jenes malerische Gestade jenseits des Kanals vorzaubern werden.

Hans C. Ulrich, Zürich.

Jean-Paul.

Nachdruck verboten.

Artistenroman von **Holger Rasmussen**. Deutsch von Friedrich von Känel, Neuchâtel.

(Fortsetzung).

Augenblicklich griff der Clown diesen Beifall auf und trug den Krieg direkt in das Lager des Feindes über: „Sie selbst hören. Großes Publikum klatschen! Nicht mir! Klatschen ihm!“

Jean-Paul wies auf den Herrn in der Loge.

„Großer Clown! Großer Dummpeter! Ich klein, ganz klein! Konkurrenz, Konkurrenz!“

Es folgte einen Augenblick Schweigen, und der Herr in der Loge setzte sich, rotglühend vor Wut.

Seine Freunde ließen halblaute Ausrufe hören, wie: „Marktgaunler! Gemeiner Kerl! So was sollte ein Ende nehmen!“

Aber nun war der Clown in seinem Fahrwasser. Nicht eine Sekunde ließ er seine Feinde mehr los:

„Herren da oben böse?!“

Er zeigte wieder.

„Ah, ich verstehe! Herren brauchen viel Tinte! Viel

